

Die Osterweiterung der Renaissance

Schweizer Geschichtstage, 17.-19. März, Bern. Panel: „Periodisierung im Zeitalter der Trends“

Die Einladung zu diesem Panel spricht davon, dass unsere üblichen Epocheneinteilungen beides sind, methodischen fragwürdig und praktisch unverzichtbar. Gleichzeitig haben viele von uns das Gefühl, dass sich im Moment ein Wandel darin vollzieht, was für eine Art Geschichte für "wir"-Erzählungen tauglich ist. Mir scheint, dass der eher vage Begriff der "Globalisierung" dazu verwendet, dieses Unbehagen, für das man keinen Namen findet, zu umschreiben. Ich habe die Einladung von Jon Mathieu so verstanden, dass wir gerne ins Gespräch darüber kommen, ob wir so weitermachen können mit der akademischen Firma, wie wir sie kennen, mit ihren festen Service-Abteilungen Mittelalter, Frühe Neuzeit, Moderne; oder ob wir daran gerne etwas ändern würden.

Was ich hier vorstellen möchte, sind ein paar Ueberlegungen, die erstens provisorisch sind, also unfertig; und zweitens persönlich; also nicht ohne weiteres übertragbar. Was heisst das, sich am Beginn des 21. Jahrhunderts mit Texten, Bildern, Gegenständen und Leuten zu beschäftigen, die vier oder sechs Jahrhunderte alt sind?

ich würde versuchen, dieses Epochenschema mit einem Begriff anzugehen, der seit langer Zeit eingeführt ist – für die Kunst- und Literaturgeschichte ab der Mitte des 16. Jahrhundert, für die politische Geschichte seit der erste Hälfte des 19., durch Jules Michelet und dann durch Burckhardt: rinascità, Renaissance – und der in der deutschsprachigen Forschung ganz interessante Paradoxa erzeugt. Ich möchte, kurz gesagt, dafür argumentieren, dass die traditionellen Epocheneinteilungen viel weniger starr sind, als wir sie uns selber machen; ich

würde also für einen selbstbewussten und ironischen Umgang mit diesen Kategorien plädieren, nicht zuletzt in Hinblick auf die "turns" und "Trends", die ja eigentlich viel mehr Metaphern für Veränderungen sind als wirkliche Umbrüche.

Das ist ein alter Vorwurf an die "cultural studies" und an die Postmoderne geneell: Dass sie das Argument durch die Metapher ersetzt habe. Nehmen wir das ernst. Wie lassen sich aus Metaphern Argumente machen?

Metaphern – wenn man in Griechenland mit öffentlichen Verkehrsmitteln unterwegs sind, fällt einem das wieder auf – heisst ja eigentlich nichts anderes als Verkehrsmittel: metaforai steht in Athen auf der Tram. Denn wirkliche Umbrüche würde man daran erkennen, dass hinterher nichts mehr so ist wie vorher. Trends und "turns" dagegen erlauben, mit dem Vertrauten einfach weiterzumachen, mit den vertrauten Texten, nur einfach mit neuem Etikett. Deswegen ist die Berufung auf Trends und "turns" für die Nachwuchshistorikerinnen und -historiker auch so wichtig, unverzichtbar in dem starren hierarchischen Systems, das die universitäre Geschichtswissenschaft ja leider nun mal ist. Deswegen sind in den Präsentationen ehrgeiziger Nachwuchsleute auch die Verweise auf Trends so häufig. Sie funktionieren als Trennmittel zum eigenen Patron und Vorgesetzten. Wenn schon über dieselbe Sache in derselben akademischen Institution gearbeitet wird, muss dabei maximale theoretische Unterscheidung zelebriert werden. "Ich mache das Bewährte", lautet die Nachricht, "aber auf ganz, ganz neue Weise." Die ebenso lautstarke Berufung auf turns und Trends ist eine sehr nützliche Methode, die eigene Position und Arbeitssituation NICHT thematisieren zu müssen. Also, meine erste Vermutung: Je mehr von Trends oder "turns" geredet wird, desto weniger verändert sich in Wirklichkeit.

Denn Geschichte als Wissenschaft wird daran gemessen – und zu Recht, scheint mir -, dass sie nicht nur neue Informationen hervorbringt, sondern auch neue

Ideen davon, was wir mit den Informationen anfangen können.

Wie ist das also mit der Renaissance? Den Begriff verwendet man häufig sehr selbstverständlich, ganz so, als ob er selbst eine Erklärung darstelle - im Gegenteil, er bedarf selber der Erklärung. "Renaissance" ist eine merkwürdige Verheissung: "dekliniert in der sehr speziellen Zeit des Futurs, das gerade im Entstehen begriffen ist", wie Georges Didi-Huberman ziemlich boshaft formuliert hat.

Die Renaissance, würde ich sagen, ist keine Epoche. Sie ist auch kein verschwundener schöner Ort in der Vergangenheit. Sondern sie ist ein Erzählmodus - und zwar einer, der ein "wir" konstituiert. Darum geht es im folgenden. Ich werde kurz ein paar Worte zu dem vertrackten und altbekannten Gegensatz (oder eben nicht Gegensatz) der Zauberworte "Mittelalter" und "Renaissance" verlieren. Dann werde ich versuchen, etwas über die Selbstbilder der Renaissancespezialistinnen und -spezialisten zu sagen. Und dann werde ich ganz kurz zwei Felder skizzieren, die mir in den letzten Jahren besonders interessant vorkommen und die beide andeuten, dass sich das alte Epochenkonzept Renaissance bereits ziemlich stark zu verändern begonnen hat. Damit tauchen neue Möglichkeiten auf. Denn Selbstveränderung durch Wissen, das ist unsere Firma.

Das Verhältnis zwischen Renaissance und Mittelalter ist traditionell ungeklärt. Denn in Wirklichkeit geht es auch nicht um zwei zeitlich getrennte Epochen, sondern um zwei unterschiedliche Darstellungsmodi der Vergangenheit. Der Erzählmodus "Mittelalter" ist, könnte man etwas flott und sicher allzu zugespitzt sagen, bestimmt durch die Dialektik vom Fremden Eigenen; das Mittelalter wurde und wird, und zwar in seiner nationalhistorischen, nationalphilologischen und in seiner katholisch-konfessionellen Lesart, immer als Wurzeln und Grundlage der jeweils eigenen Institutionen her definiert; aber gleichzeitig als Gegenwelt und Anti-Moderne, in der das Archaische das

Echte ist – daher die Betonung der Andersartigkeit und grundsätzlichen 'Alterität' der Epoche zu jener Position, die der historische Experte einnimmt.

Die Renaissance, obwohl auch sie eine Ursprungserzählung, ist dagegen anders organisiert. Denn hier gibt es *keine* Alterität, im Gegenteil: Die Ecksteine des Renaissance-Mythos – die Neuentdeckung der Antike, das Auftreten des autonomen Künstlers und Wissenschaftlers und die Formation moderner Individualität – sind seit dem 19. Jahrhundert für die kulturelle Selbstdefinition des Westens unverzichtbar, ein Geschichtsbild mit Florenz als imaginärer Hauptstadt, das bis heute wenig von seiner Wirksamkeit eingebüsst hat. Denn Geschichtswissenschaft und Tourismus haben eine ganze Menge miteinander zu tun; aber davon vielleicht ein anderes Mal mehr. Immer wenn über die historische "Identität" Europas geredet wird – in Abgrenzung zu anderen Kulturen, heute vor allem gegenüber der islamischen – dann wird historisch mit einer angeblich besonderen, spezifisch europäischen Prägung durch diese Epoche argumentiert. Das ist es, was ich mit dem Erzählmodus „Renaissance“ meine, diese Erzähler-Stimme aus dem Off. „Hier geschah es“, verkündet sie (wo dieses "hier" dann auch immer angesiedelt sein mag, in Florenz im 14. Jahrhundert oder in Basel im 16.). Das, was seither, bis heute, da ist, erzählt uns diese Erzählerstimme weiter, sei auf die gelungene Urgründung zurückführbar. Diese Gründungsgeschichte kann dann auf sehr unterschiedliche Dinge bezogen werden, auf die moderne Wissenschaft oder auf das komplizierte Individuum ebenso wie auf Grosskonzepte wie Kunst, Staat und weibliches Selbstbewusstsein, aber auch auf Antiquitätenhandel oder Investmentbanking, je nach Belieben und aktuellem Bedarf. Die plot line, in einem Satz: „Warum wir so erfolgreich sind.“

Anders gesagt, im Gegensatz zum Mittelalterbegriff, der gezielt mit Ambivalenz operiert, beruht das Konzept "Renaissance" auf dem Kunstgriff, so zu tun, als sei

man selbst der direkte Nachkomme oder doch der zugeneigte Kollege Boccaccios, Brunelleschis oder Albertis. In gewisser Weise stimmt das auch, denn genau dieser Kunstgriff war der Kniff der Renaissancehumanisten: So zu tun, als seien sie die direkten Erben Ciceros oder Platons – ein Kunstgriff, um ihre viel direkteren intellektuellen Abhängigkeiten von syrischen Mönchen, islamischen Theologen und jüdischen Ärzten zum Verschwinden zu bringen. Die Philosophie und Naturphilosophie des Mittelalters trug ihre Abhängigkeit von byzantinischem, jüdischem und arabischem Wissen offen zur Schau. Seit Petrarca und Boccaccio gaben dagegen die Humanisten vor, ein direktes und ausschliessliches Verhältnis zur Antike wiederhergestellt und für sich alleine gepachtet zu haben. So konnte man die Beziehungen zu Byzanz, zum östlichen Mittelmeerraum, zum Judentum und vor allem zum Islam, denen Westeuropa die Kenntnis der antiken Texte überhaupt verdankte, verschwinden lassen. Die Renaissance ist der Mythos der Geburt des Westens durch Selbstbefruchtung, oder genauer: durch Verkehr mit antiken Texten.

Es lohnt sich, die Selbstdarstellungen und Gebrauchsanweisungen dieser Public relations-Künstler des 14., 15., 16. Jahrhunderts sehr genau zu lesen. Man solle die antiken Klassiker nicht einfach nachmachen, lehrte Gasparino Barzizza, unter anderem Lehrer Leon Battista Albertis, sondern man solle ihre Stilmittel und Instrumente nehmen, um daraus etwas Neues, Eigenes für die eigenen Zwecke zusammensetzen. Sein Ratschlag wurde befolgt: Nicht nur von Alberti und seinen Kollegen, sondern auch von den Gelehrten des 19. und 20. Jahrhunderts, die sie erforscht und beschrieben haben. Mit dem Begriff der Renaissance liess sich seit dem 19. Jahrhundert die Sonderstellung Mittel- und Westeuropas als eine Erfolgsgeschichte von unternehmerischen Bürgern, Bankiers und Gelehrten historisch begründen. Aus sorgfältig ausgewählten Versatzstücken wurde so eine imaginierte "schönen Gesellschaft" geschaffen, angesiedelt an der Wende vom Mittelalter zur Neuzeit, die als Spiegel des eigenen sozialen und ästhetischen Selbstbilds in die Vergangenheit platziert wurde. Die spezifischen Traditionen

westeuropäischer Individualität und kultureller Dynamik, so das Credo, seien auf die selbstbewussten Humanisten, Künstler, Bankiers und Kaufleute der Stadtrepubliken Italiens zurückzuführen – die Vision des ästhetischen Kapitalismus, um ein halbes Jahrtausend in die Vergangenheit gebeamt.

Das geschah und geschieht mit national unterschiedlichen Varianten. In Italien wurde die Renaissance auf Petrarca-, Boccaccio- und Vasari-Rezeptionsgeschichte zentriert. In Deutschland erschien sie als historische Soziologie des Bürgertums (und dieses Bürgertum, falls nicht vorhanden, wurde notfalls dazu imaginiert; Renaissance als Soziologie eines geträumten Bürgertums, könnte man sagen). In Basel wird Renaissance leicht zur unverblümt narzisstisch fokussierten Lokalgeschichte. Noch anders funktionieren die angelsächsische Spielarten, etwa Hans Barons' "Civic Humanism" der 1940er Jahre, eine Vision der erfolgreicher Verteidigung einer westlichen Demokratie am Beginn des 15. Jahrhunderts gegenüber zeitgenössischer totalitärer Bedrohung. Bis heute ist die Renaissance in der angelsächsischen Tradition die wichtigste Chiffre für die historische Definition dessen, was "den Westen" ausmacht: seine vormoderne Ursprungserzählung. Der Titel eines berühmten Buchs von 1975 bringt es auf den Punkt. 'The Machiavellian Moment: Florentine Political Thought and the Atlantic Republican Tradition'. Also: Wir. Warum wir so erfolgreich, und so kompliziert, witzig und elegant sind.

Diese Traditionen sind bis heute durchaus spürbar. Renaissancehistoriker – ich rede jetzt in der männlichen Form, weil das praxisnäher ist – stellen eine leise, aber deutlich spürbare Verachtung für die nationalen und konfessionellen Selbststilisierungen ihrer Mittelalterkollegen zur Schau, die für ihren Aufstieg auf Beamtenkarrieren angewiesen sind. Die Renaissancehistoriker betonen nicht christliche Strenge oder nationale Pflichterfüllung, wie ihre Mittelalterkollegen, sondern Eleganz, *sprezzatura* und ästhetische und literarische Distinktion – soziale Unterscheidung. "Doing

some Petrarch", hat mir ein britischer Doktorand vor ein paar Jahren am Warburg Institute in London gesagt hat, sei eben eine sehr passende Beschäftigung für höhere Töchter und höhere Söhne. Wenn man heute eine kleine Reise durch die 27 Renaissanceforschungsinstitute unternimmt, die in und um Florenz angesiedelt sind, vom Europäischen Hochschulinstitut in San Domenico über die Villa Aurora der Université Paris I bis zu den Florentiner Dependancen amerikanischer Universitäten in San Giorgio, Settignano usw., dann sind die alle in grossbürgerlichen Villen des 16. oder des 19. Jahrhunderts untergebracht, in einem sehr kohärenten Reich der Zeichen sozialer Unterschiede: Diese Zeichen sind umso wirkungsvoller, indem sie als "selbstverständlich" nicht weiter thematisiert werden. Wissen wird nicht durch sich selbst, sondern durch Institutionen legitimiert. Und Wissenschaft funktioniert nun mal nicht nur durch ihre Ergebnisse. Sondern auch dadurch, dass sie einen sozialen Ort besetzt, auch wenn der imaginär ist.

Wie jede Geschichte verspricht die Konzentration auf die Renaissance eine imaginäre Rückkehr in ein mythisches, eigentlicheres Selbst. Diese Rückkehr ist umso verlockender, wenn sie in einer Gründerzeitvilla in der Toskana angesiedelt ist. Wie jede andere Fantasie ist die Fantasie der Geschichte dabei nicht unbedingt Zeichen für Machtlosigkeit und Frustration. Sie ist vielmehr eine Möglichkeit, gleichzeitig mehrere, auch einander widersprechende Positionen einzunehmen, ohne daß die Widersprüche aufgelöst werden müssen. Das macht die Libido der Renaissancehistoriker aus, könnte man sagen: Den eigenen Namen in die alten Texte – und in die schönen alten Bilder – einzuschreiben, um sich selber zu verändern.

Gute Geschichtsforschung über eine Epoche zu betreiben hiesse, diese "Das waren wir"-Strategien, die ja so wirksam waren, *weil* sie implizit sind, explizit zu machen und in ihren Wirkungen zu beschreiben; also Wissenschaftsgeschichte zu schreiben und sich genau zu überlegen, warum

ein und dasselbe Phänomen des 14., 15. oder 16. Jahrhunderts – sagen wir: ein Text von Nikolaus von Kues; oder ein illustriertes Flugblatt mit politischen Prophezeiungen; oder die Fresken auf dem Haus eines reichgewordenen Schweizer Soldunternehmers – je nach Erkenntnisinteresse oder weltanschaulicher Positionierung des schreibenden Kulturwissenschaftlers oder der Kulturwissenschaftlerin einmal als "mittelalterlich", das andere Mal als "Renaissance", oder, noch kühner, als „Geburt der Moderne“ eingeordnet werden.

Im Gegensatz zu den Kunsthistorikern, die mit Bildern arbeiten, die präsent sind, gegenwärtig in der ganz speziellen Vervielfältigungsagentur Museum, arbeiten wir armen Historiker dabei mit lauter Texten, die keiner mehr liest. Die Historiker finden sich in der Situation von Kunsthistorikern, die über verschwundene oder verlorene Bilder arbeiten: Denn abgesehen von ganz, ganz wenigen Ausnahmen ist die Literatur, Historiografie und Philosophie, die vor 1600 entstanden ist, ausschliessliche Sache der Spezialisten. Seien wir ehrlich: So gut wie niemand liest diese Texte zum Vergnügen. Deshalb steckt das Gegenwartsinteresse immer schon in unserem historischen Material drin, als ein Dispositiv des 21. Jahrhunderts, auch wenn unser Material sechs oder sieben Jahrhunderte älter ist. Und deshalb ist es unser Job, diesen Gegenwartsbezug so explizit wie möglich zu machen.

Denn es kommt mir wenig sinnvoll vor, beim Reden über "Trends" eine Art Versteckspiel zu spielen; also so zu tun, als gäbe es rein innerwissenschaftliche Debatten, die sich angeblich in einem luftdicht abgeschlossenen Raum abspielen, der mit dem ausserwissenschaftlichen "Draussen" nichts zu tun habe – etwa den Jobs, die Absolventinnen und Absolventen für Geschichte nach ihrem Studium kriegen; oder dem Markt für Sachbücher. Die akademische Geschichtswissenschaft ist von diesen Dingen sehr viel stärker beeinflusst, als sie vor sich selber zugibt, scheint mir. Das

ist eines der "public secrets" der Historiker, ein Geheimnisse, von dem jede Kollege und jede Kollegin weiss, dass es keines ist.

Und die Trends? Parallel mit der veränderten Selbstbeschreibung "des" Westens seit den Achtzigerjahren (denken Sie z.B. an das Auftauchen von männlichen und weiblichen Modells mit exotischen Hautfarben in der europäischen, auch in der schweizerischen Konsumentenwerbung), hat sich auch das Bild der Renaissance gegenüber den älteren Lesarten, die ich oben skizziert habe verändert. Was heute immer stärker herausgestellt wird, sind einerseits die kulturellen Verbindungen des 16. Jahrhunderts in die Neue Welt, über den Atlantik in die Karibik, nach Brasilien und Nordamerika, also nach Westen; und neuerdings auch die Verknüpfungen mit dem Osten: die materiellen Verflechtungen und die Waren- und Menschenströme, die Europa im 15. und 16. Jahrhundert mit den südlichen und den östlichen Ufern des Mittelmeers verbunden habe. In der grossen Londoner Ausstellung "The Renaissance and the East" etwa erscheint das osmanische Reich eben nicht mehr als das undurchdringlich östlich-despotische "Andere", sondern als vielfältiger Einflussfaktor auf die europäischen kulturellen Netzwerke zwischen dem 14. und dem 16. Jahrhundert, selbst offen für westliche Einflüsse und für ehrgeizige Europäer, die im osmanischen Beamtenstaat steile Karrieren machen konnten. Die Renaissance wird immer weniger blosses Chiffre für "den Westen", und das wird sich in den nächsten Jahren fortsetzen.

Sie können das natürlich jetzt den "reflexive turn" nennen und das selber als Trend bezeichnen. Aber ich glaube, dass gute Geschichtswissenschaft, jedenfalls wenn sie den Namen verdient, diese Selbstverortung ohnehin leisten muss; und, mehr noch, dass Historikerkolleginnen und -kollegen diese Arbeit in der Vergangenheit immer schon geleistet haben. Es ist an uns, diese Texte wieder hervorzuholen. In seinem lesenswerten Buch über

die Geschichte der Stadt Thessaloniki hat der Historiker Mark Mazower angesichts der Osterweiterung Europas geschrieben: "Other futures will need other pasts". Die Vergangenheit ist etwas, was in ständigem Umbau befindlich ist, weil sie für immer neue Konstellationen von Identitätspolitik gebraucht wird. Deswegen: keine Angst vor den Trends. Aber vielleicht müssen wir Mittelalter- und Renaissancehistoriker uns auf unseren Hintern setzen und Arabisch, Türkisch oder Osmanije lesen lernen – oder doch wenigstens unsere Studierenden ermutigen und bestärken, es zu tun. Einfach deswegen, weil sich Europa verändert, und die Konzepte vom Europa in der Renaissance ebenfalls. Anders gesagt: Wir werden nicht immer dieselbe Renaissance gehabt haben. Weil die Vergangenheit, zum Glück, kein sicherer Ort ist.

Vielen Dank.